

scheitert grandios. Die Fragen nach dem Verhältnis von Kino und Leben, Kino und Literatur, Kino und Fotografie bleiben. Und Besseres kommt nicht nach: »Das Schwinden des Kinos als Ort lässt sich nicht trennen von der Unterwanderung des Sehens als Willensakt durch die Vorgaukelung einer größeren Auswahl, abgedrängt ins Private, Kleine, Kontrollierbare. Der Öffentlichkeit entzogen, der Subversion entfremdet« (S. 148).

Quasi nebenher ist *Weiter sehen* auch ein Ungarn-Buch voller eindrücklicher Schilderungen der Metropole Budapest und des ländlichen Ungarn – und den Spannungen zwischen beiden. »Am Blaha Lujza tér ballten sich Lärm, Straßenstaub und Abgase, und nach Monaten im Tiefland verschlug mir die schiere Geschwindigkeit der Bewegungen anfangs den Atem, obwohl Budapest nie zu den schnellen Städten gehört hat« (S. 140). Es ist ein leicht melancholisches, wehmütiges und sprachlich brillantes Registrieren der neuen Zeiten, die in den sogenannten Nuller- und Zehnerjahren mit aller Macht auch die ungarische Gesellschaft stark verändern und, wie anderswo auch, das Kinosterben vehement beschleunigen. Sechzehn Jahre nach dem »Moziommer« (S. 171) besucht die Erzählerin noch einmal den Ort des einstigen Kinos. Die einsamen Trinker auf den Kneipenveranden gibt es noch, aber immer mehr Häuser scheinen verlassen zu sein und verfallen langsam. »Ansonsten war es menschenleer zwischen den Häusern, Krähen schweiften über die Felder, doch die Straßen waren glatt und ausgebessert im Vergleich zu früher, die Abwesenheit von allen Schlaglöchern erschien in dieser Ausgestorbenheit trügerischer als die früheren Unebenheiten« (S. 175). Die Bilanz des ehrgeizigen und aufwändigen Mozi-Projekts ist ernüchternd: »Das war vom Kino geblieben, leere, ausgehebelte Plätze ohne Ausblick. Ohne eine Richtung, in die das Auge se-

hen, geschweige denn weiter sehen konnte« (S. 180).

Bekannt geworden ist Esther Kinsky als kongeniale Übersetzerin, subtile Lyrikerin und kluge Essayistin. Doch erst ihre Romane, vor allem *Am Fluß* (2014), brachten der 1956 im Bergischen Land geborenen Berliner Autorin renommierte Literaturpreise und hilfreiche Stipendien ein. Ihr jüngster, unübersehbar von einem gewissen Kulturpessimismus grundierter, kluger und anregender, oft wehmütiger und immer nachdenklicher Text hat seine Längen. Denkt man an *Fremdsprechen* (2019), einen wunderbar dichten Essay zum Thema Übersetzen, oder an den intensiven »Geländeroman« *Hain* (2018), dann kommt man nicht umhin zu sagen, dass *Weiter sehen* wohl nicht der beste Essay oder der eindringlichste Roman von Esther Kinsky ist. Aber es ist ein gutes Buch.

Klaus Hübner

Herzwort und Kopfwort

Herta Müller: *Eine Fliege kommt durch einen halben Wald*. München: Hanser Verlag 2023. 128 S.

Der schmale Band macht zehn Texte aus den Jahren 2002–2022 zugänglich, die in unterschiedlichen Anteilen essayistisch-reflektierende und literarisch-erzählerische Abschnitte verflechten. Darunter sind sechs Reden, die zu diversen Anlässen gehalten wurden, unter anderem zur Verleihung des Heinrich-Böll-Preises (2015), zur Verleihung des Preises für Toleranz und Menschenrechte des Jüdischen Museums Berlin (2022) und zur Aufnahme in den Orden *Pour le mérite* (2022). Den Abschluss bildet ein als »Monolog« eingeordneter Text. In den verbleibenden drei Fällen fehlen explizite Gattungszuweisungen. Einen auf den ersten Blick offenkundigen roten Faden liefern also weder die Gattungen noch die Inhalte.

Eine Konstante ist jedoch schnell ausgemacht, nämlich der durchgängige autobiografische Bezug, der in *Schau, wie sie lachen. Nein, sie weinen* (S. 42–49) auch den anekdotischen Rahmen für Reflexionen über den kulturell sehr unterschiedlichen Wert des Humors und des Lachens liefert, der ihm in den biografischen Stationen dieses Schriftstellerinnenlebens beigemessen wurde: »Wie ist das mit dem Humor? Seit ich nach Deutschland gekommen bin, ist er da, wo ich ihn ausmache, nicht erlaubt. Und umgekehrt da, wo er sich für die Deutschen aufhält, für mich nicht vorhanden« (S. 43); in jedem Fall wurde der Humor, das spontane und unkontrollierbare Lachen, zu einem grundlegenden Modus, um die Herausforderungen des Lebens zu bewältigen: »Er ist die natürliche, direkteste Art, zu durchschauen und zu begreifen« (S. 46). Herta Müller ist auf den »Geschmack des Lachens« aber erst gekommen, nachdem sie in Temeswar »den Stadtasphalt betreten hatte« (S. 47), denn: »Im Milieu meiner Herkunft, im banatschwäbischen Dorf, war der Humor verpönt« (S. 47).

Dann gibt es einige thematische Variablen, die je nach Text mehr oder weniger stark ausgeprägt sind: Politik, Geschichte, Literatur. Am stärksten variiert jedoch zweifellos der poetische Ton, der manchmal stark zurücktritt, aber gelegentlich den ganzen Text trägt, so den titelgebenden letzten *Monolog: Eine Fliege kommt durch einen halben Wald* (S. 105–123). Das ist ein eindringlicher, vielleicht autofiktionaler, collagehaft angelegter Rückblick auf ein Leben unter dem Trauma eines früh in der Gefangenschaft verschollenen Partners. Das kleine Meisterwerk beginnt: »ER LEBT NICHT mehr. Oder er lebt. Man kann auch leben, ohne sich zu melden« (S. 105). und endet: »Ich glaub, ich habe ihm, um sich zu melden, die Jahre zwischen uns gegeben. Aber nie einen Ort« (S. 123). Dazwischen wer-

den Erinnerungen aus dem Alltag dieser »gegebenen Jahre« gereiht – aus der Arbeitswelt und immer wieder aus Reisen mit dem Zug. Letzteres ist ja mitsamt den Bahnhöfen, den Mitreisenden und so weiter ein immer wiederkehrender Motivbereich in Herta Müllers Arbeiten.

Genauer gesagt sind die Quellpunkte aller Texte punktuelle Beobachtungen von Sachlichem oder Sprachlichem, wie es die Autorin in *Das chinesische Glasauge* (S. 50–61) selbst poetologisch auf den Punkt bringt: »Dies sind Versuche, vor den Dingen zu bestehen« (S. 51). In diesem Sinn ist das Selbstverständnis von Herta Müller zutiefst realistisch. Ein Beispiel: »Ich stand vor einem Laden in diesem armen Land. Im Schaufenster der Apotheke stand auf einer bunten Papierserviette eine Vase mit staubigen Plastikrosen. Davor lagen Glasaugen in einer Reihe: dunkel- und hellbraune, blaue und grünblaue, gesprenkelte. Man bekam in der Apotheke längst kein Verbandszeug mehr, kein Aspirin oder keine Nasentropfen. Auch die Regale waren mit Servietten ausgelegt. Von jeder hing eine gleich lange Ecke herunter. Nebeneinanderhängend, sahen die Ecken aus wie eine Reihe Häusergiebel, die kopfstehen. Aber es gab in dieser Apotheke ohne Medikamente eine Vitrine voller Glasaugen aus China« (S. 59f.).

Aber realistisch ist nicht nur die Ästhetik, sondern auch die Sicht auf die Politik: »Das Deutlichste, was ich gelernt habe, kann ich ganz einfach sagen: Freiheit und Würde sind immer konkret« (S. 15), und an konkreten Persönlichkeiten sowie an Gruppen aus der deutschen Nachkriegsgeschichte wird exemplifiziert, wie im Gegensatz zur Forderung des ersten Artikels unseres Grundgesetzes »die Würde des Menschen [...] antastbar [blieb]« (S. 10). Unter anderem vermisst Herta Müller die Wertschätzung des Exils und des Beitrags, der von Exilanten für den Widerstand gegen den Nationalsozialis-

mus geleistet wurde (S. 11). Speziell diesem Thema ist der unbedingt lesenswerte Beitrag über *Herzwort und Kopfwort. Deutschland und seine Exilanten* (S. 62–86) gewidmet. Ausgehend von der eigenen Erfahrung mit den teils grotesken Erlebnissen bei der Einreise und Einbürgerung in die Bundesrepublik (S. 63–69) und der üblen Rolle, die Vertreter der bannschwäbischen Landsmannschaft dabei gespielt haben, wird ein weiter Bogen geschlagen über geflohene Schauspieler, Regisseure, Filmmusiker (und ihre Zusammenarbeit bei der Entstehung des Films *Casablanca*), Politiker, Journalisten, Schriftsteller, Maler und so weiter bis zur (bekannten) schrecklichen Episode der Paul Celan-Lesung vor der Gruppe 47 (1952). Dem bitteren Fazit kann man nur zustimmen: »Wer im Exil war, gilt in Deutschland bis heute nicht als Opfer. Auch nicht im Gedenkstättenkonzept des Bundes. [...] Das Wort Vertreibung gehört nur den Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten. Sie heißen »Heimatvertriebene«. Und die von Hitler Vertriebenen heißen »Emigranten«. Es ist ein sehr unterschiedliches Wortpaar: Das Wort »Heimatvertriebener« hat einen warmen Hauch, das Wort »Emigrant« hat nur sich selbst. Man könnte sagen, einem Herzwort steht ein Kopfwort gegenüber. Man muss sich doch fragen, wurden die »Emigranten« nicht aus der Heimat vertrieben?« (S. 83).

Der besondere Reiz der Lektüre lag – abschließend gesagt – darin, die Autorin in jedem Text an ihrem unverkennbaren literarischen Stil wiederzuerkennen und gleichzeitig in expliziter Formulierung ethische und poetische Prinzipien zu lesen, die zwar das gesamte Œuvre leiten, aber meistens nur implizit durchscheinen.

Thomas Krefeld

In Bewegung

Elisabeth Schneider: Nach dem Wassertag. Roman. Berlin: PalmArtPress 2023. 347 S.

Eine Zugfahrt von Bosnien nach Deutschland ist auch heute lang. Unvorstellbar lang muss sie Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen sein, als Bosnien zu Österreich-Ungarn gehörte und die Lokomotive schrille, durchdringende Pfeiftöne von sich gab.

An einem Tag im September 1912 macht sich eine donauschwäbische Familie auf den Weg: der Eisenbahner Franz Wenzel mit seiner Frau Maria und mit zwei seiner fünf Kinder, dem fünfjährigen Josef und der zweijährigen Leni. In Bosnien arbeitslos geworden, bietet sich ein Neuanfang auf der Hamburger Werft an. Bei der Verwandtschaft in der Nähe von Fünfkirchen (ung. Pécs) werden die drei älteren Töchter vorerst untergebracht – mit der Absicht, sie später nach Hamburg zu holen. Die Zugfahrt ist so lang, dass Maria, die Hauptfigur des Romans, ihr Leben Revue passieren lässt.

Als Zwölfjährige war sie schlagartig erwachsen geworden – an jenem Tag, als im sieben Kilometer von der Drina entfernten deutsch-protestantischen Dorf Franz-Josefsfeld (heute Novo Selo in Bosnien) der Satz wiederhallte: »Die Drina ist da!« (S. 56) – und die Glocken Sturm läuteten. Nach dem sogenannten Wassertag, der großen Überschwemmung am 11. November 1896, als sich der Fluss in einen reißenden Strom verwandelte und alles zerstörte, stand die Familie »wie gemeißelt vor ihrem zerstörten Heim« (S. 55). Zwei Wochen später verstarb Marias Mutter an Erschöpfung. Ein Einschnitt: Danach war nichts mehr, wie es war. Maria, das begabte Kind, das sich in der Schule zu Hause fühlte und Lehrerin werden wollte, musste ab sofort ihre zwei älteren sowie die drei jüngeren Brüder versorgen und den prügelnden, streng-